

REZENSIONEN

Norbert Bachleitner und Michaela Wolf (Hg.): *Streifzüge im translatorischen Feld. Zur Soziologie der literarischen Übersetzung im deutschsprachigen Raum*. Wien (LIT) 2010 (= Repräsentation – Transformation, Bd. 5), 372 S.

Vorliegender Sammelband stellt eine Aktualisierung und Erweiterung des sechs Aufsätze umfassenden, ebenfalls von den Herausgebern besorgten Themenhefts »Soziologie der literarischen Übersetzung« im *Internationalen Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur* 29, Bd. 2 (2004) dar. Drei Beiträge aus dem Themenheft wurden in überarbeiteter Fassung in die Buchpublikation übernommen, neu hinzugekommen sind elf Aufsätze und drei Interviews mit übersetzenden SchriftstellerInnen.

Die Einleitung von Michaela Wolf und Norbert Bachleitner (7–29) bildet einen grundlegenden und sehr empfehlenswerten Entwurf, wie die Anwendung von Pierre Bourdieus Feld-Begriff auf Aspekte des Übersetzens inter- und transdisziplinäre Zugriffe auf Fragestellungen und Probleme ermöglicht, die von einer »reinen« Translationswissenschaft nicht erfasst werden könnten. Für die Konturierung des »globalen Übersetzungsfeldes« wird auf die Überführung des Feldbegriffs ins »kulturelle Feld« durch Gisèle Sapiro und die Überlegungen Pascale Casanovas zum »literarischen Kapital« im polyzentrischen globalen literarischen Feld zurückgegriffen. Übersetzen kann so als soziales Handeln beschrieben werden, ÜbersetzerInnen als soziale Akteure mit spezifischem Habitus und in Wechselwirkung mit anderen Akteuren im Feld (z. B. Verlagen, Agenten, Medien). Solche Verschränkungen oder auch die Rolle der gesetzlichen Rahmenbedingungen des Übersetzens, die Bedeutung von Preisen und Stipendien oder auch die Position von Übersetzungen in Verlagsprogrammen werden in den Beiträgen untersucht. Der Band ist in vier Teile untergliedert. Der erste Teil »Instanzen des literarischen Übersetzens« macht etwa die Hälfte des Gesamtumfangs aus.

Ernst Fischer liefert in »Übersetzungen auf dem Markt: Institutionen und Steuerungsfaktoren« (33–65) einen sehr informativen Einblick in die Dimension des literarischen Marktes, in den die Literaturübersetzung eingebettet ist. Mit statistischen Erhebungen verfolgt Fischer die Verteilung des Übersetzungsvolumens ins Deutsche auf die Ausgangssprachen, wobei insbesondere die konjunkturellen Schwankungen bei den so genannten »kleinen« Sprachen von Interesse sind, die sich auf literarische Moden oder Gastländer der Frankfurter Buchmesse zurückführen lassen. Literaturübersetzer in Deutschland sind mehrheitlich Freiberufler und können selbst bei guter Auftragslage noch immer nicht von ihrer Arbeit leben. Ein durchschnittliches Jahreseinkommen von netto 13–14.000 € für die Jahre 2004–08 liegt unter der Armutsgrenze und ist angesichts der außergewöhnlich hohen Anforderungen an das literarische Übersetzen als skandalös zu bezeichnen. Vor diesem Hintergrund fasst Fischer kurz den »Übersetzer- bzw. Vergütungsstreit« von 2002 und den »neuen Übersetzerstreit« von 2007 zusammen. Abschließend beleuchtet sein Beitrag die Rolle von Verlagen und literarischen Agenturen, wo eine fortschreitende Differenzierung zwischen Großverlagen (mit Bestsellern und Übersetzungen aus dem Englischen) und mittleren oder kleinen Verlagen (mit Nischenwerken und Übersetzungen aus Randsprachen)

festzustellen ist. Ebenso beleuchtet Fischer die zunehmende Komplexität des Lizenzgeschäfts (z. B. für Hörbücher und digitale Ausgaben) und Intensivierung des internationalen Literaturaustauschs. In diesem Szenario wird eine zunehmende Steuerung des Marktes u. a. durch Programme und Initiativen zur Übersetzungsförderung festgestellt, die einhergeht mit einer nicht unproblematischen Überführung von Teilen des Übersetzungswesens in staatliche Kulturpolitik.

Rudolf Pölzer behandelt in »Abseits der gängigen Pfade des Marktes: Aktuelle Tendenzen in der österreichischen Übersetzungslandschaft« (65–97) die von Fischer erwähnten – und bisher im deutschsprachigen Raum so gut wie nicht erfassten – mittleren und kleinen Verlage, die sich in bestimmten Nischen zu etablieren suchen und dabei anteilig stärker aus anderen Sprachen als dem Englischen übersetzen lassen. Diese Tendenz versteht Pölzer als eine Spezialisierung auf »Kernkompetenzen«, um sich dem Druck des Marktes entgegenzustellen. Er liefert zunächst einen Überblick über das mehrheitlich von Kleinverlagen geprägte österreichische Verlagswesen und über die Herkunftssprachen der dort publizierten Übersetzungen. Für die Jahre 2000–07 stellt Pölzer eine wachsende Sprachenvielfalt fest, in deren Gegenzug das Englische (gegenläufig zur Situation in Deutschland) an Bedeutung verliert. Im Anschluss untersucht er detailliert die Übersetzungen in österreichischen Kunst-, Kultur- und Autorenverlagen, deren Schwerpunkte in den Sachgruppen Literatur, Philosophie und Kinder- und Jugendliteratur liegen, die ihre Übersetzungen zunehmend in genau abgesteckte Bereiche verlagern und diese in starker Abhängigkeit von staatlicher Förderung publizieren.

Martina Hofer und Sabine Messner untersuchen in »FRAU MACHT BUCH. Ein Blick auf die aktuelle Situation von Übersetzerinnen und Verlegerinnen« (98–110) die soziale Situation und das Image von Übersetzerinnen im Bereich der Frauenliteratur. Dieses ist weiterhin gekennzeichnet von einer weitgehenden Unsichtbarkeit der Übersetzerinnen, die darüber hinaus deutlich unterbezahlt, in ihrer Leistung kaum anerkannt und sozial isoliert sind. Eine dringende Frage ist dabei das Verhältnis zwischen Gender und Berufseinstellung, da Übersetzerinnen gesellschaftlich noch immer größere Neigung zu Passivität und einer Hinnahme des *status quo* zugesprochen wird. Als möglicher Weg zur Überwindung dieser weiblich kodierten Unsichtbarkeit verweisen Hofer und Messner auf die feministischen Übersetzungsstrategien, die sich in der Praxis eines feministischen Übersetzens von Frauenliteratur in Nischenverlagen entwickelt haben und somit eine spezifische Konstellation sozialer Akteurinnen im Bereich der Frauenliteratur als Grundlage haben.

In »Übersetzerpreise und Übersetzungsstipendien – Fluch oder Segen für ÜbersetzerInnen und ihre Arbeit?« (111–126) beschäftigen sich Dagmar Archan und Evelin Lanz mit dem Einfluss von Preisen und Stipendien auf das symbolische Kapital von ÜbersetzerInnen, d. h. auf ihre Position im translatorischen Feld. In ihrer Analyse von 75 Preisen und 74 Stipendien, die im deutschsprachigen Raum für Übersetzungen aus dem und ins Deutsche ausgeschrieben werden, ergibt sich beim Blick auf die einbezogenen Sprachen eine starke Konzentration auf Europa und hinsichtlich des Geschlechts das sehr nachdenklich stimmende Missverhältnis von 61% männlichen gegenüber nur 39% weiblichen Preisträgern und Stipendiaten. So scheinen Übersetzungspreise und -stipendien nur für eine bestimmte – männlich dominierte – Gruppe zugänglich zu sein und weitgehend innerhalb dieser verteilt zu werden.

Thematisch unmittelbar anschließend und komplementär zum vorherigen Beitrag konzipiert ist Slávka Rude-Porubská »Und der Preis geht an ...« Eine systematische

Betrachtung der Übersetzerpreislandschaft in Deutschland« (127–158). Dieser Beitrag zeichnet zunächst die Herausbildung und Autonomisierung der Übersetzerpreislandschaft in Deutschland nach. Besonders interessant ist der Blick auf die gegenseitige Abgrenzung der Übersetzerpreise und ihre damit einhergehende Ausdifferenzierung. Die jeweilige Auswahl der Preisträger erscheint als steuernder Eingriff ins literarische und kulturelle Feld. Daran anschließend liefert Rude-Porubská eine kurze Strukturanalyse der existierenden Übersetzerpreise nach Typen, Sprachbindung, Sprachrichtung, literarischen Gattungen sowie Finanzierungsform.

Claudia Lanschützer widmet sich in »Zwischen ›kongenial‹ und ›holprig‹: Übersetzungskritik im Feuilleton« (159–175) einem zentralen Problem im medialen Diskurs über literarische Übersetzungen. Sie greift dazu auf Lawrence Venutis Konzept der »Unsichtbarkeit« von ÜbersetzerInnen zurück und analysiert Literaturrezensionen im deutschsprachigen Feuilleton. Besonders wichtig ist hierbei Lanschützers einleitende (Selbst)Kritik der Translationswissenschaft, die bisher keine minimal einheitlichen Kriterien für die Übersetzungskritik entwickelt hat. Eine weitere interessante Frage ist dabei, ob ÜbersetzerInnen als Rezensenten literarischer Übersetzungen auftreten und ob sich in ihren Besprechungen ein größerer Anteil von fundierter Übersetzungskritik findet. Lanschützer analysiert Rezensionen, die während drei Monaten in *Die Presse*, der *Neuen Zürcher Zeitung* und in *DIE ZEIT* erschienen sind, im Hinblick auf die Gesamtzahl von besprochenen Übersetzungen, die beteiligten Sprachen und die Sichtbarkeit der ÜbersetzerInnen. Qualitativ betrachtet erweist sich die Sichtbarkeit der ÜbersetzerInnen bei Neuübersetzungen von Klassikern, von Lyrik und im Fall von Schriftstellern als Übersetzern als am größten. Selten wird die Übersetzung in die Stilbewertung eines besprochenen Werk einbezogen, die selten formulierte Übersetzungskritik beschränkt sich meist auf die lexikalische Ebene im Sinne der »Fehlersuche«. Eine Ausnahmeerscheinung bleibt das übersetzungskritisch fundierte Lob einer besprochenen Übersetzung.

Viel zu selten werden im Zusammenhang mit dem literarischen Übersetzen die rechtlichen Rahmenbedingungen dieses sozialen Handelns betrachtet, obwohl sie dieses doch entscheidend prägen. Einen gelungen Abschluss des ersten Teil bildet daher Alfred J. Noll mit »Der ›dienende Charakter‹ der Übersetzung – Zum Übersetzungsrecht in Deutschland und Österreich« (176–185), der vor dem Hintergrund der urheberrechtlich relevanten Einstufung von Übersetzungen als »geistige Schöpfungen« die Position von ÜbersetzerInnen und Übersetzungen gegenüber dem Originalwerken, AutorInnen und Verlagen darlegt. Das Urheberrecht der Übersetzer stellt ein abhängiges Recht dar, was sich im rechtlich weiterhin verankerten »dienenden Charakter« der Übersetzung ausdrückt, aus welchem seinerseits problematische Anforderungen an ihre Qualität abgeleitet werden (z. B. »angemessen« zu sein oder »ohne Entstellung von Sinn« erstellt zu werden). Ebenfalls eine Zurückstellung der ÜbersetzerInnen beinhaltet der Vorbehalt der Verlage, gemäß ihrer Priorität der »guten Lesbarkeit« Änderungen in der Übersetzung verlangen oder vornehmen, im Gegenzug aber den ÜbersetzerInnen eigenmächtige Kürzungen und Veränderungen untersagen zu können.

Der zweite Teil »Übergänge zwischen literarischem ›Schreiben‹ und ›Übersetzen‹« umfasst drei Interviews mit übersetzerisch tätigen Schriftstellern. Im Gespräch mit Claudia Augustin (189–203) legt Elfriede Jelinek ihr Verständnis vom Übersetzen dar und berichtet von ihrer Erfahrung bei der Übersetzung von Thomas Pynchons *Gravity's Rainbow* ins Deutsche, die sie ihrer eigenen Einschätzung nach »als Autorin«

und naiv angefertigt hat. Als ihre übersetzerischen Stärken nennt Jelinek Sprachgefühl und »literarischen Drive«, die in den deutschen Text eingeflossen seien. Diese Aspekte zählen denn auch zu den Freiheiten, die übersetzende AutorInnen gegenüber »reinen« ÜbersetzerInnen genießen.

Erich Hackl, langjähriger Vermittler und Übersetzer aus dem spanischen Sprachraum, beschreibt im Gespräch mit Georg Pichler (204–214) das »Übersetzen als Prozess der Aneignung und Geste der Dankbarkeit«. Als Übersetzer orientiert sich Hackl an den Intentionen des Autors, beansprucht für sich aber auch das Recht, von ihm erkannte Schwächen des Textes zu »beheben« und seine Lesbarkeit im Deutschen als oberstes Kriterium anzulegen. Aus seiner Erfahrung mit der Übersetzung und Herausgabe zahlreicher Anthologien ergibt sich ein Bild der zunehmenden ökonomischen Drucks auf die ÜbersetzerInnen, seiner eigenen mühsamen und oftmals vergeblichen Überzeugungsarbeit gegenüber den Verlagen und der fehlenden Kontinuität bei der Vermittlung fremdsprachlicher Literatur im Feld.

Ilma Rakusa schließlich präsentiert sich im Gespräch mit Nadja Grbić (215–217) als Schriftstellerin, die nur Werke übersetzt, die sie mag und selbst ausgesucht hat. Bei dieser Tätigkeit folgt sie ganz ihrer Inspiration und Intuition und praktiziert dabei, was sie sich allgemein für Übersetzungen wünschen würde: mehr Mut zu sprachschöpferischen Lösungen und Kreativität.

Der dritte Teil widmet sich anhand vielseitiger Fallstudien der »Vermittlung aus verschiedenen Kulturräumen« und beginnt mit Nadja Grbić »Krieg als Kapital? Übersetzungen aus dem Bosnischen, Kroatischen und Serbischen ins Deutsche« (221–265). Zentrale These dieses Beitrag ist, dass der Krieg als spektakuläres Ereignis das mediale und Publikumsinteresse an fremder Literatur ansteigen lässt, was Grbić am Beispiel des Kriegs im ehemaligen Jugoslawien untersucht, welcher zur Reproduktion alter und Schaffung neuer Bilder des Balkans führte und unter diesen Vorzeichen die süd-slawischen Literaturen wieder im Feld repositionierte. Die Geschichte des Literaturimports aus dem ehemaligen Jugoslawien setzt in der deutschen Romantik ein, die den Balkan als »Volksmuseum Europas« darstellte. Detailliert und empirisch anschaulich belegt analysiert Grbić den Literaturimport im Zeitraum von 1946–79, in dem der Literaturnobelpreis für Ivo Andrić 1961 einen sprunghaften Anstieg der Rezeption im deutschsprachigen Raum verursachte, welche danach wieder stetig zurückging. In einem zweiten Untersuchungszeitraum von 1980–2001 wird dann der »Marktwert des Krieges« für die Literaturen des ehemaligen Jugoslawiens deutlich, deren Rezeption 1991 einen ersten *Peak* erfuhr, 1993 den absoluten Klimax erreichte und in der Folge wieder stetig abnahm. Qualitativ betrachtet konzentrierte sich diese zweite Hochphase der Rezeption auf typische Repräsentationen des »Kriegsraums Balkan« und bediente die narzisstische Dimension des westlichen Blicks darauf. Erst für 2002–08 lässt sich für Übersetzungen aus dem Bosnischen, Kroatischen und Serbischen ein erneuter und längerfristiger Anstieg feststellen, was die Vermutung erlaubt, dass sich durch den Boom in den 1990er Jahren die Position dieser Literaturen im Feld etwas gefestigt hat.

Andrea Seidler untersucht in »Zeitgenössische ungarische Literatur: die große Unbekannte« (265–277) die erst nach 1989 wirklich einsetzende internationale Wahrnehmung der ungarischen Literatur. Während selbst zu Zeiten des Ostblocks die Rezeption in der DDR sehr gering blieb, spielte nach 1989 Österreich eine zentrale Rolle in dieser Vermittlung, bis schließlich der »klassische Umweg« über bundesdeutsche Verlage eingeschlagen wurde. Diese gegenläufige Entwicklung sieht Seidler in der zu-

nehmenden Förderung der Übersetzung von osteuropäischer Literatur in der BRD und einer zunehmenden Abschließung Österreichs von diesem Bereich begründet.

Waltraud Kolb geht in »«Noch nicht unter zu vielen Geschichten begraben»: Englischsprachige Literatur aus Afrika auf dem deutschen Buchmarkt« (278–292) von einer gefestigten Randposition afrikanischer Literatur im deutschen Feld aus, wobei vorwiegend aus ehemaligen Kolonialsprachen und kaum aus afrikanischen Sprachen übersetzt werde. Kolb liefert zunächst einige Eckpunkte der Rezeption afrikanischer Literatur in Deutschland, die in den 1950/60er Jahren im Zuge der Dekolonisierung und neuen Staatenbildung in Afrika einsetzt und vom immer wieder punktuell geweckten Interesse (u.a. durch Preise und Buchmessen-schwerpunkte) vorangetrieben wird. Für Kontinuität in der Rezeption sorgen im deutschen Feld seit den 1970er Jahren Verlage wie der Peter Hammer Verlag, der zusammen mit dem Walter Verlag die Reihe »Dialog Afrika« und mit Lamuv und dem Unionsverlag die Reihe »Dialog Dritte Welt« herausgab. Die Marktnische der afrikanischen Literatur in Deutschland erscheint als relativ stabil, wobei die »großen« Autoren von Agenturen betreut werden und die weniger bekannten im von Übersetzungsförderung abhängigen Nischenbereich erscheinen. In letzterem sind die ÜbersetzerInnen auch als Entdecker und Scouts tätig, doch bleiben die Akteure hier insgesamt weitgehend unsichtbar. Im Anhang wird ein Interview abgedruckt, das Kolb mit Heike Brillmann-Ede, 1997–2003 Herausgeberin der Reihe »Black Women« beim Lamuv Verlag, führte.

Erich Havranek benennt in »Atmosphäre ohne Exotik: Vermittlung japanischer Literatur im deutschen Sprachraum« (293–313) zunächst auch Einzelereignisse, die größere Medienaufmerksamkeit hervorgerufen haben (u. a. der Literaturnobelpreis für Oe Kenzaburo 1994, Japan als Gastland der Frankfurter Buchmesse 1990 oder der von Murakami Harukis »Gefährliche Geliebte« ausgelöste Skandal im *Literarischen Quartett* 2000). Gleichzeitig ist aber seit den 1980er Jahren ein stetiges Interesse an der japanischen Literatur zu verzeichnen, das sich in der Gründung mehrerer Verlagsreihen niederschlug. Seit 1999 erfolgt ein bemerkenswerter Anstieg des Literaturimports, der in erster Linie mit dem globalen »Murakami-Haruki-Phänomen« in Verbindung steht und mit der bis dahin nicht unüblichen Praxis der Übersetzung japanischer Literatur ins Deutsche auf der Grundlage Englischer Übersetzungen brach. In der Folge stellt Havranek das System der institutionellen Förderung für die Vermittlung japanischer Literatur vor, in dem u. a. 2005 das »Japanese Literature Publishing Project« in Deutschland eingerichtet wurde. Sehr informativ sind die Kurzportraits wichtiger Verlagsreihen, und zweier sehr produktiver Übersetzerinnen japanischer Literatur, Ursula Graefe und Nora Bierich. Insgesamt charakterisiert Havranek Japan als Sonderfall, das zwar als »periphere Sprache« auf dem Weltmarkt zu bezeichnen sei, aber gleichzeitig eine Wirtschaftsmacht mit großer literarischer Autonomie darstelle, was in der Regel ein Merkmal »dominierender Sprachen« sei.

Wolfgang Pöckl fragt in seinem Beitrag nach den bisher noch kaum systematisch betrachteten Entstehungskontexten von »Neuübersetzungen: Zwischen Zufall und Notwendigkeit« (317–330) und unterteilt sie in fünf Kategorien. Neuübersetzungen entstehen, wenn die Aktualisierung bestehender Übersetzungen als notwendig erachtet wird, was sich z. B. anhand der zahlreichen deutschen Fassungen der Werke François Villons ablesen lässt. In der zweiten Kategorie präsentiert Pöckl den Anspruch des deutschen Verlagswesens, Klassiker der Weltliteratur müssten immer in einer brauchbaren deutschen Fassung vorliegen, als nicht ganz zutreffend. Als Beispiel nennt er das

portugiesische Nationalepos *Die Lusaden*, das im 20. Jahrhundert aus der deutschen Literaturlandschaft verschwunden war und in der auf das individuelle Engagement des Übersetzers Hans Joachim Schaeffer zurückgehenden Neuübersetzung dann ein überraschender Publikumserfolg wurde. Drittens können Jubiläen Neuübersetzungen veranlassen; in der Regel erfahren sie aber nur bei der Beteiligung prominenter Übersetzer oder bei besonderen Editionsprojekten entsprechende Aufmerksamkeit. Weiterer Auslöser können Rechtstreitigkeiten sein wie im Fall der Klage der deutschen Übersetzerin von Alessandro Barricos *Seide*, Karin Krieger, gegen den Piper Verlag, der daraufhin eine neue Übersetzung anfertigen ließ, um die geforderte Erfolgsbeteiligung nicht ausbezahlen zu müssen. Zuletzt und am häufigsten sorgt der Zufall dafür, dass Werke neu übersetzt werden. Oft handelt es sich um Initiativen von Kleinverlagen, die gemeinfreie Titel neu herausbringen. Insgesamt erweist sich der Mythos von Neuübersetzungen als Vervollkommnung ihrer Vorgängerinnen als nicht haltbar. Im Gegenzug muss das bei Neuübersetzungen auftretende ethische Problem der Verwendung und Ausnutzung dieser bereits bestehenden Übersetzungen genauer betrachtet werden.

Klaus Kaindl widmet sich in »Das Feld als Kampfplatz - Comics und ihre Übersetzung im deutschen Sprachraum« (331–350) der traditionellen Abwertung dieser in der Alltagskultur verankerten Gattung im deutschsprachigen literarischen und (übersetzungs)wissenschaftlichen Feld. Auf eine historische Herleitung dieser feldspezifischen Position der »bunten Streifen« folgt eine exemplarische Analyse ihrer Platzierung als »Massenliteratur für Kinder« in Deutschland nach 1945, von der auch die entsprechende Übersetzungspraxis geprägt wurde. Innerhalb dieses traditionslosen Feldes zeichnete sie sich durch massive Eingriffe, Änderungen und Selbstkontrolle (»Aufbesserungen«) einher. Spezifisch wird die Umbruchsituation in der Produktion und Übersetzung von Comics in den 1960er Jahren anhand der Geschichte des Kauka-Verlags dargestellt. Ergänzt wird Kaindls Beitrag im Anhang von einem Interview, in dem die Comic-Übersetzerin Gudrun Penndorf, die u.a. die deutschen Fassungen von *Asterix* erstellt hat, einen nüchternen bis ernüchternden Erfahrungsbericht über diese Übersetzungspraxis liefert.

Abgeschlossen wird der Band von Georg Pichler, der in »Nicht nach dem Readers Digest-Prinzip: - Übersetzungen in literarischen Zeitschriften. Eine Umfrage« (351–363) nach der Rolle von Übersetzungen und ÜbersetzerInnen in österreichischen Literaturzeitschriften fragt. Vollständig abgedruckt werden die Antworten der Zeitschriften *Literatur und Kritik*, *manuskripte*, *Wespennest* und *LICHTUNGEN* auf fünf von ihm formulierte Fragen (Stellenwert von Übersetzungen; Rolle der ÜbersetzerInnen; Redaktioneller Umgang mit Übersetzungen; Auswahlkriterien für ÜbersetzerInnen; Umgang mit ungebetenen Texten). Insgesamt ist dabei eine Tendenz zur Internationalisierung der Zeitschriftenprogramme mit deutlicher Schwerpunktsetzung für Ost- und Südeuropa erkennbar.

Man kann zusammenfassend feststellen, dass dieser sehr empfehlenswerte Sammelband in der Tat äußerst vielfältige und erkenntnisreiche »Streifzüge im translatorischen Feld« anbietet, die von der bereits kommentierten Einleitung in beispielhafter Weise theoretisch und thematisch gerahmt werden. Positiv hervorzuheben ist des Weiteren die intensive Verschränkung der einzelnen Beiträge, die zahlreiche produktive Querverbindungen untereinander herstellen oder ermöglichen. So operiert der Band auf zwei Ebenen, er steckt theoretisch und methodologisch das für weitere Forschungsinitiativen viel versprechende Feld des literarischen Übersetzens ab und füllt

es mit einem ersten Angebot an anregenden Fallstudien. Auf beiden Ebenen ergeben sich vielfältige Ausblicke, an welche in nächster Zukunft hoffentlich weitere zwischen Literatursoziologie und Translationswissenschaft anzusiedelnde Studien anknüpfen werden.

Marcel Vejmelka

Jörn Steigerwald u. Rudolf Behrens (Hg.): *Räume des Subjekts um 1800. Zur imaginativen Selbstverortung des Individuums zwischen Spätaufklärung und Romantik*. Wiesbaden (Harrassowitz) 2010. 286 S.

Der aus der gleichnamigen Tagung 2007 in Bochum hervorgegangene Sammelband zu Subjektentwürfen und deren Raumbezug respektive dessen Erfahrung und Konzeptionierung versammelt mit romanistischem Schwerpunkt zwölf einander ergänzende Beiträge. Vorweg, weil zwar nicht den Inhalt, wohl aber den Leser betreffend, sei die ärgerliche Zahl der Druckfehler erwähnt. Neben der Verwechslung von (Johann Peter) Hebel und (Friedrich) Hebbel, die kaum der Verfasserin des entsprechenden Artikels unterlaufen sein wird, stören vor allem durchgehend im Wort gesetzte Trennstriche, die aus einer Umformatierung zu resultieren scheinen. Dies betrifft den gesamten Band und wäre sicher vermeidbar gewesen.

Fachlich lässt sich hingegen fast ausnahmslos Positives sagen.

Dorothea von Mücke beschreibt den Architektur-Diskurs Goethes als in seiner ästhetischen Stoßrichtung exklusiv im Rahmen des 18. Jahrhunderts. Vom Geniekonzept befördert weist Goethes Begriff der ›Baukunst‹ über die zeitgenössische Begeisterung für den funktionalen Aspekt hinaus und bindet Architektur als erlebbare Kunst in den Gegenstandsbereich der ›Ästhetik einer emphatischen Präsenz‹ (21) ein. An Foucaults Modell einer obsolet werdenden Episteme der Repräsentation orientiert zeigt von Mücke am Beispiel von Goethes Ausführungen zum Straßburger Münster dessen Abkehr vom Kunstwerk als Darstellungsmodell. An dessen Stelle tritt das »Kunsterlebnis als Kommunikation und Austausch zwischen Betrachter und Künstlergeist« (24). Die vom Mimesis-Paradigma gelöste Betrachtung der ›Baukunst‹ als Raum einer »dem Tanz vergleichbaren Körpererfahrung« (31) hat dementsprechend auch Anteil am Projekt einer Autonomieästhetik.

In Karl Philipp Moritz' *Hartknopf*-Romanen zeigt Barbara Thums das Kloster als Heterotopie im Sinne Michel Foucaults. Der Klostertopos wird lesbar als Imaginationsraum für »Ausgeschlossenes, Tabuisiertes und Pathologisiertes« (38) und bildet im Rahmen literarischer und philosophischer Diskurse die kulturelle Technik eines ›Klosters im Kopf‹ (vgl. 43) ab. Dabei geht es weniger um das realweltliche Kloster als Heterotopie, sondern vielmehr um die heterotope Aufladung von Klosterimaginationen im Erzähldiskurs. Durch eine vorgängige stipulative Definition des so faszinierenden wie dehnbaren Begriffs würde die Studie gewinnen. So bleibt zwar manchmal offen, ob das Kloster als kulturelle Praxis, literarischer Topos oder eine Art ›Kollektivsymbol‹ gemeint ist; dies tut letztlich dem Ergebnis aber keinen Abbruch, dass Barbara Thums an die Klosterdarstellungen bei Moritz gekoppelt überzeugend zeichentheoretische sowie Aufklärung und Empfindsamkeit reflektierende Diskurse aufzeigt, die einer romantische Poetik vorarbeiten.